

HEYNE <

DAS BUCH

Heinrich Pohl treibt auf eine Kühlbox gestützt im Meer zwischen den Bahamas und Vero Beach in Begleitung eines Lamas und eines bewusstlosen Clowns. Er weiß weder, wer er ist, noch wie er in diese Situation geraten ist. Doch viel wichtiger ist gerade ohnehin sein Kampf gegen das Ertrinken. In kleinen Schüben erinnert er sich an seine Vergangenheit. An seine Kindheit, an das durchwachsene Verhältnis zu seinen Eltern, an das Antiquitätengeschäft seines Onkels, bei dem er jede freie Minute verbrachte. Zu jedem seiner Artefakte konnte Onkel Wendelin interessante Geschichten erzählen. Fünf dieser Artefakte werden im Laufe der Geschichte zusammen mit einem Klavier eine wichtige Rolle spielen. Spätestens, als Onkel Wendelin mit seinem Neffen zu einer gemeinsamen Reise nach Amerika aufbricht.

DER AUTOR

Florian Weber, 1974 in Schrobenuhausen geboren und entwickelt, seit 1994 in München lebend und gereift zum Musiker (Sportfreunde Stiller, MS Flinte, Taskete!, Bolzplatz Heroes), Autor (bis dato zwei Romane), Radiomoderator, Journalist, ausstellender Künstler und Diplomsportwissenschaftler (zumindest laut Abschluss).

FLORIAN WEBER

Die wundersame Ästhetik der Schonhaltung beim Ertrinken

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Taschenbucherstausgabe 10/2023
Copyright © 2022 by Florian Weber
Copyright © 2023 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Joscha Faralisch
Lektorat: Markus Naegele
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Umschlagillustration: Sasan Saidi / Sasan Pix
Karte auf Seite 5: Florian Weber
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-42847-8

www.heyne.de





TEIL 1

Im Wasser

1

Das Meer und der Mensch

Wenn man im Meer treibt, schwankt das Universum.

Mit einem je nach Seegang unterschiedlich stark tanzenden Horizont. Ein Links, ein Rechts, ein Vor und Zurück.

Ein Auf und Ab im räumlichen Sinne. Aber auch im metaphorischen.

Im Falle von Heinrich Pohl ist es ein Tanz ohne Horizont. Ein einsames Treiben zwischen den Koordinaten 27.847 156 Grad Breite und -79.610 289 Grad Länge, was bedeutet: kein Land in Sicht! Sein makrokosmisches Universum, sein eigentliches, gewöhnliches Leben, viele Kilometer unerreichbar weit entfernt. Sein mikrokosmisches Universum, seine direkte Umgebung, grotesk gespickt mit Gegenständen, die man dort nicht vermuten würde.

Heinrich Pohl befindet sich in der lebensbedrohlichen Situation des Ertrinkens.

Grob geschätzt nördlich der Bahamas und westlich von Vero Beach. Der Ozean, der ihn noch trägt, hat eine Wassertemperatur von gut fünfundzwanzig Grad Celsius und schaukelt Pohls

Körper plätschernd und gleichmäßig in mal elliptischen, mal azyklischen Bahnen. Dem träge schwingenden Taktstock eines Dirigenten gleich. Das Meer, ein dunkles klimperndes Grün, bewegt sich in diesem Moment gemach. Es könnte sich jedoch auch blitzschnell in ein aggressives, aufbrausendes Monster verwandeln. Das Meer ist, wie wir sowohl aus diversen Belletristik- und Sachbüchern als auch aus maritimer Cineastik wissen, ein naturgewaltiges Chamäleon. Ernest Hemingway oder George Clooney könnten unheilvolle Shantys davon singen.

Die Ozeane bestimmen über unser Los. Sie überleben jeden. Alles. Selbst wenn die Universen sterben, bleiben Ozeane voller Leichen.

Heinrich Pohl liegt mit dem Oberkörper auf einer stabilen, mit Styropor ausgestaffierten Hartplastikbox. Seine Beine baumeln im Wasser, als würde er locker und leicht auf einer Luftmatratze vorm Timmendorfer Strand paddeln. Sein Kopf ruht wie eingebetoniert in seiner rechten Armbeuge. In schwerer Ohnmacht.

Das Atmen klingt rasselnd. Aus seiner Nase marschiert ein kleines Rinnsal Blut wie eine Ameisenstraße Richtung Salzwasser. Die Blutstropfen lösen sich auf wie schmelzende Quallen.

Leere Büchsen einer mexikanischen Bierbrauerei tänzeln lustig um ihn herum und wirken wie ein Dutzend Schwimmer ausgeworfener Angelruten. Zwei haarige Kugeln tummeln sich dazwischen. Es sind Kokosnüsse.

Drei Grad backbord schwimmt ein brauner Gegenstand im Wasser, ein pelziger Körper voll Leben: ein Lama. Strampelt rhythmisch mit seinen vier Stelzen, um den nötigen Auftrieb zu erzeugen. Lamas sind gute Spucker, aber fast ebenso feine Schwimmer.

Heinrich Pohl war ein mittelmäßiger Schwimmer. Nun aber, im Meer, dem Unerbittlichen, zieht gerade sein Leidensgenosse, das Lama, schnellere Bahnen als er. Wenngleich auch im Kreise. Ein Tierkreisel ungewöhnlichster Art am unmöglichsten Ort. Die Bierbüchsen wackeln mit den Köpfen und zollen so Respekt ohne Beifall. Lichtreflexe des Alus treffen auf das glitzernde Wasser. Unzählige, sich verkeilende SOS-Signale. Sie sehen aus wie Millionen explodierende Kameralichter im Fußballstadion während eines entscheidenden Elfmeters. Aber Hand aufs Herz – entscheidende Elfmeter gibt es viele. Ein im Kreis schwimmendes Lama zwischen Bahamas und Vero Beach, zwischen Treibgut, das sich aus mexikanischen Bierbüchsen und einem sich an eine Kühlbox klammernden Heinrich Pohl zusammensetzt, ist einmalig. Unmöglich, im Grunde.

Heinrich Pohl schmeckt Salzwasser. Nicht so, als würde er genüsslich eine Auster schlürfen. Eher so, als bekäme er von der Großmutter einen nassen Küchenlappen ins Gesicht geschleudert, während er verbotenerweise von der Fischsuppe probiert. Unerwartet. Rabiati. Ein salzhaltiger Weckdienst aus dem Nichts.

Auf das Salz folgt der Schmerz. Noch bevor sich seine Augen in denen des Lamas spiegeln können, realisiert er das große Leid im Kopf. Wasser, Salz, Kopfweh, Lama, Kunststoff, mehr Wasser.

Folgerichtig kratzt sich aus Heinrich Pohls rauer Kehle folgender Satz: »Was zur Hölle mache ich hier?«

Es klingt, als hätte er hundert Jahre nicht mehr gesprochen.

Zerrissene, schüchterne Wolken schieben sich vor die Sonne. Als die Helligkeit an Kraft einbüßt, geht Heinrich Pohl ein Licht auf. Ein kleines.

»Ich bin, also denke ich.«

Genauer gesagt bemüht er sich zu denken. Schmerz und Wirrnis erschweren jeden klaren Gedanken. In etwa so, wie man im Zustand völliger Betrunketheit den Hausschlüssel im Schlüsselloch unterbringt. Zu Beginn ist es eher ein Stochern.

Schließlich, nach einigem Stochern im Dunkeln, kriecht folgende Frage ans Licht:

»Wer bin ich?«

Nicht, dass Heinrich Pohl in höchster Seenot auf Sinnsuche wäre. Er vergaß – so schlicht und einfach wie niederschmetternd –, wer er ist, woher er kommt, was er tut oder bisher tat.

Heinrich Pohl ist von seinem Betrachtungswinkel aus niemand. Niemand auf einer Getränkebox im Meer treibend. Niemand ohne Aussicht auf Rettung. Niemand in bitterster Angst.

Niemand beginnt zu weinen.

Selbst in jeglicher Absenz seiner eigenen Persönlichkeit ist dem Menschen gewahr, dass er leben will. Was im Umkehrschluss nicht heißt, dass jeder Selbstmörder genau weiß, wer er ist. Heinrich Pohl hingegen, im Zustand einer retrograden Amnesie, ist sich sicher, er will sich, wer auch immer er sein mag, am Leben erhalten. Der Selbsterhaltungstrieb funktioniert, ebenso sein vegetatives Nervensystem, auch ohne Identität. So gesehen hat er nur seine Analogie verloren – etwas, wovon viele Menschen im Zeugenschutzprogramm träumen würden.

Schlimm genug, dass er um sein Leben kämpft, nun ringt er auch noch mit seiner Identität. Seine verzweifelten Tränen weichen einem natürlichen Verlangen.

»Aus Nächstenliebe«, kommt es dem Schwimmer, »rette ich mich. Wer auch immer ich bin.«

Er spürt einen tiefen Optimismus, der seinen schweren Körper gleich etwas leichter erscheinen lässt.

»Aus unbedingter Nächstenliebe, auch wenn ich meinen Namen nicht kenne.«

Die Erdoberfläche besteht zu knapp einundsiebzig Prozent aus Wasser, davon sind etwa drei Prozent Süßwasser. Das Wasser, das Heinrich Pohl umgibt, gehört zweifelsfrei nicht dazu. Die Wassertemperatur scheint nicht zu kalt, ist fast angenehm. Er verspürt keine Anzeichen von Unterkühlung, was wiederum dafür spricht, dass er sich auf der Südhalbkugel befindet und – falls das Schicksal nicht auf seiner Seite ist – auch dort sterben wird. Ob Raubfischattacke, Ertrinken, Blitzschlag oder letztlich doch Erfrieren. Das Ergebnis wird dasselbe sein. Wenn nicht ein regelrechtes Wunder am Horizont erscheint. Wunder sind rar, aber wir wissen: Das Unmögliche existiert. Seine Kiste ist ein brauchbares provisorisches Rettungsboot. Kein Vehikel, mit dem der Ärmelkanal überwunden werden könnte. Aber es schützt vorm Ertrinken. Das haben weit größere und technisch perfektere Gefährte nicht geschafft, wie der ein oder andere Schiffbrüchige leider nicht mehr erklären kann.

Lamas sind keine menschenfeindlichen Raubtiere. Heinrich Pohl wird von seinem Mitstreiter keinen Angriff befürchten müssen. Wohingegen er natürlich weiß, dass in der Tiefe das Unglück lauert. Haie. Barrakudas. Seewespen. Mantas. Ungeheuer der Tiefsee. Heinrich Pohl winkelt seine Beine an.

Seine Nase schmerzt. Ebenso sein Kopf. Gebrochen ist nichts. Vielleicht die Nase. Die Hände wirken nicht verkrampft. Der Griff ist fest und sicher.

Er hat keinen Durst, was sich bald ändern wird. Er hat keinen Hunger, was sich auch bald ändern wird. Wenn es sich nicht ändern wird, ist er bereits tot.

Ein verschleierte Rundumblick lässt kein Schiff oder Land erkennen. Er schwebt im Nichts. Zwischen Himmel und den

Untiefen des Meeres. Ein verschwindend kleiner Punkt im großen Nass des Erdenballs. Seine Gefühlswelt gleicht einer Sinuskurve. Panik steigt auf. Heinrich Pohl beginnt zu bibbern. Er wagt nun doch einen aussichtslosen Versuch, der in Kraft und Ausdruck seinen Gesamtzustand widerspiegelt – hektisch, nervös, ängstlich, dabei jedoch matt, sehr matt – und ruft: »Hilfe!«

Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Diese Durchhalteparole ist Heinrich Pohl trotz Amnesie geläufig. Als Atheist hätte er da schlechte Karten. Ist er Atheist? Wenn nein, könnte dieser traumatische Aufenthalt inmitten eines Ozeans als göttliche Strafe gedeutet werden. Nein, Heinrich Pohl glaubt keineswegs an göttliche Vergeltungsmaßnahmen, das setzt er auf die Schnelle als gegeben voraus. Aber wer, oder – vielleicht wäre diese Frage hilfreicher – *was* ist er?

Ein Mann. Keine Frage. Ein Mann mittleren Alters. Die Haare auf seinen sommersprossigen Unterarmen lassen keinen anderen Schluss zu. Wird der Mann geliebt? Hat er Familie? Wird er vermisst oder ist er seinen Mitmenschen gleichgültig? Oder wird er gar gehasst? Ist dies der Grund für seine Katastrophe? Wird er gesucht – was für einen positiven Ausgang seiner Situation förderlich wäre? Oder ist er vergessen und verloren? Ist er ein Weltenbummler, quasi ein havariierter Weltumsegler? Ist er Teilnehmer einer Kreuzfahrt und bei zu viel Feierlichkeit samt den mexikanischen Bierdosen vom Sonnendeck gestürzt? Ein verstörendes Gefühl kommt auf. Heinrich Pohl entschließt sich, diese Fragen umzuwandeln. Er gaukelt sich selber vor, es handele sich um Tatsachen, deren Richtigkeit er an seinem Bauchgefühl prüfen könne. Die Logik eines Gewaserten sollte man nicht hinterfragen. Außer man ist Gott und will helfen.

»Ich bin ein Seemann.«

Heinrich horcht. Bringt ihm diese Annahme innere Zustimmung? Nichts.

»Ich bin ein verunglückter Fischer. Ich bin ein Langstreckenschwimmer ... in Klamotten und mit Proviant.«

Heinrich Pohl greift nach einer Bierdose, überfliegt das Etikett.

»Ich bin mexikanischer Bierfahrer, also Bierlieferant auf See.«

Er lässt die Dose wieder ins Wasser gleiten. »Ich bin ein Kokosnusslieferant. Ich bin ein Survival-Experte und weiß, wie man mit bloßer Hand eine Kokosnuss öffnet. Ich bin ein ... Arzt. Ein Meeresbiologe. Ich bin Lehrer. Sportlehrer. Trainiere für die Bundeslehrkraftspiele. Ich bin Taucher bei der Marine, und meine Kameraden haben Schabernack mit mir getrieben. Sie kommen gleich wieder. Sie kommen gleich wieder und ...«

Heinrich blickt in die Ferne. Die Ferne verneint mit erhobendem, wackelndem Zeigefinger.

»Ich bin Pfarrer und habe mein Leben lang um Zuwendung gebetet, auch in schlechten Zeiten. Ich bin der Papst und werde sowieso gerettet. Ich bin der Papst, weil ich ... weil ich Nächstenliebe gut finde. Ich bin Papst, und Gott gibt mir auf der Stelle einen Wink der verdammten Dreifaltigkeit. Der Papst würde das Wort *verdamm*t nicht kennen.«

Pause.

»Ich bin ein Verbrecher. Ein Verbrecher, der nach einer schrecklichen Tat auf der Flucht einen unglücklichen Unfall hatte. Ich bin ein Mörder. Ich bin ... ich bin ein zum Tode Verurteilter, der dem Vollzug des Urteils entkommen ist.«

Heinrich Pohl verstummt. Sein Bauchgefühl sprang bei keiner Aussage so richtig an, aber was heißt das schon? Er streicht sich durch die nassen Haare. Fummelt der Situation völlig unangemessen lange an seiner Frisur herum. Der Scheitel muss sitzen. Akkurat. Aber ist er überhaupt Scheitelträger?

»Disziplin und Ordnung sind des Bürgers erste Pflicht.«

Heinrich Pohls Augen weiten sich zu freudigen Sehschlitzten. Im Brustton absoluter Überzeugung sagt er: »Ich bin Deutscher!«

Treffer. Keine weltbewegende Erkenntnis, aber ein Treffer. Heinrich Pohl ist Deutscher und hat bestimmt einen sehr deutschen Namen wie Markus, Martin, Michael, Richard, Günther oder gar Werner.

»Ich bin Deutscher und werde gerettet.«

*

Das Wetter.

Es gibt Kaventsmänner, wie Riesenwellen in der Seemannssprache bezeichnet werden, in denen tonnenschwere Boote ihr Ende finden. Ein Kaventsmann würde natürlich einen nur kiloschweren Schwimmer einfach in Neptuns Tiefen ziehen. Kaventsmannwetter herrscht nicht. Heinrich Pohl muss sich um starken Seegang vorerst keine Gedanken machen. Gerade scheint die Sonne, als ob es kein Verbrechen, keinen Missstand, kein Unglück auf der Welt gäbe. Aber die Sonne lügt gelegentlich dermaßen, dass sich die Strahlen biegen.

Heinrich Pohl blinzelt gen Horizont. Ein trüber Schleier liegt auf der Welt, wie ein Blick durch ein grobmaschiges Häkeldeckchen. Salz in den Augen ist keine Delikatesse.

Er möchte irgendwo ein Schiff ausmachen. Eine Palme. Einen Delfin. Rettende Objekte. Er will festen Boden unter den Füßen spüren, nicht dieses stete Zerren im Hüftbereich. Ein leichtes Ziehen und Reiben, verdammt, dürstet ihn so stark? Oder sind das erste Hungerattacken?

Oder Hungerattacken der Meeresbewohner? Das erste Nagen eines Raubfisches an seinem Leib. Heinrich sieht sich panisch

um. Wirft Blicke ins dunkle Wasser. Ruckelt mit dem ganzen Körper auf der Rettungsbox, stets versucht, den sicheren Halt nicht zu verlieren.

Kein Fisch. Ein Seil. Ein Tau, das nach einigen Zentimetern im Meer verschwindet. Doch wo kommt es her? Heinrich Pohl stellt fest, dass der Ursprung des Seils an seinem Körper, genauer an seiner Hüfte, auszumachen ist.

Um seine Taille ist ein Tau gebunden. Im Nu schießen ihm ein Dutzend weitere Fragen in den Kopf.

»Gefesselt? Gefangen? Entführt? Gesichert?«

Seilschaften im Gebirge sind logisch. Im Meer eher nicht. Es sei denn, eine gesamte Mannschaft bindet sich bei hohem See-gang an der Reling eines Schiffes fest.

Zu einer Seilschaft gehören mindestens zwei, und so zieht Heinrich Pohl eher aus Neugier als aus dem Wunsch heraus, jemanden anzutreffen, am Seil. Mit der linken Hand klammert er sich an seine Schwimminsel, mit der rechten versucht er das Seil einzuholen. Es gelingt, allerdings mit deutlich mehr Anstrengung, als ihm lieb ist.

»Da hängt doch was?«

Zweifelsfrei spürt er einen Widerstand am Seilende, den er einhändig, mühsam und nervös durch das Wasser zieht. Weil er selbst kein Fixpunkt ist, gleitet er dem anderen Ende ein wenig entgegen.

Dort befindet sich ein heller Gegenstand. Er streckt den Kopf wie eine Schildkröte nach dem Ding aus. Was kann das sein?

Auch das Lama strampelt aufgebracht in Richtung des Geschehens. Es hat schließlich ebenso ein Recht auf Auskunft.

Heinrich Pohl erkennt ein wollenes Gestrüpp. Farbig. Rötlich fast.

»Noch ein Tier?«

Nach weiteren Sekunden der Kraftanstrengung stoppt er den Vorgang. Sein Atem geht schnell. Aufregung steigt in ihm auf wie Rauch in einem Schornstein. Das gekräuselte, dunkelrötliche Ende des Seils ist auf einem gummierten orangen Gegenstand gebettet. Heinrich stoppt seine Bemühungen, strampelt in die entgegengesetzte Richtung.

»Hallo? Hallo!«

Heinrich Pohl dreht bei.

»Hallo? Können Sie mich hören?«

In wenigen Metern Entfernung treibt ein Körper im Wasser. Ein in grauer Kleidung gehüllter Mensch, Gesicht nach oben. Das regungslose, porzellanartige Antlitz eingehüllt von roten Locken. Der Kopf ruht auf dem aufgeblasenen Luftkissen einer großen Schwimmweste. Sie hält den ganzen Leib über Wasser. Auf der Brustseite des grauen Gewandes sind drei rote Wollbollen angebracht. Es müssen einmal vier gewesen sein, der dritte »Knopf« von oben scheint ausgerissen. Rote Rüschen zieren die Ärmel und den Hosensaum. Die Hände stecken in weißen Handschuhen. Beide Arme wie Jesus am Kreuz weit von sich gestreckt. An den Füßen zwei rote Lackstiefel.

Heinrich kann nicht erkennen, ob die Person noch lebt. Doch bezüglich ihres Berufsstands ist er sich ziemlich sicher.

»Ein Clown!«

Auf den Moment des Staunens folgt der Moment des Entsetzens.

»Um Himmels willen! Ein Clown!«

Er wagt es, den Clown ganz an sich heranzuziehen. Schwere, nasse Locken hängen über die Stirn in die geschlossenen Augen. Mit zwiespältigem Gefühl stellt Heinrich fest, dass der Brustkasten sich hebt und senkt. Der Clown lebt.

Vor- oder Nachteil? Segen oder Fluch?

Aus menschlichem Reflex tätschelt Heinrich ihm die Wangen und ruft, er solle doch die Augen öffnen. Der Clown atmet ruhig weiter. Keine sonstige Regung. Da sich Heinrich Pohl über sein Verhältnis zum Clown nicht im Klaren ist, möchte er den Leidensgenossen vorerst an der langen Leine halten. Das Seil zu kappen wagt er aber auch nicht. Womöglich würde er sich damit von einem guten Freund trennen. Er verpasst dem Clown lediglich einen leichten Stoß. Die beiden driften in entgegengesetzte Richtungen auseinander. Wie zwei Astronauten im All. Ein Sicherheitsabstand von einigen Wellen Entfernung.

Es ist das Los und der Antrieb eines jeden, die Aufgaben des Lebens zu meistern. Doch Obacht: Das Leben ist ein Täuscher und ein Dieb. Es schickt die Menschheit durch verschiedene Prüfungen, gaukelt Glück vor, hinter denen Niederlagen lauern. Klaut Liebe und die Liebsten. Und wenn es das Schicksal mit dem Geprüften richtig dreckig meint, dann muss die Annahme erlaubt sein, ob nicht gar das Leben selbst ein sadistischer Zyniker ist.

Ein Lama, ein Clown und ein Heinrich Pohl im Atlantischen Ozean. Viele Meilen von rettenden Ufern entfernt. Ein Szenario, das nach Aufklärung schreit.

Plötzlich ertönt ein Klang, der Heinrich Pohl aufhorchen lässt.

Kein Nebelhorn. Kein Flugzeugmotor. Kein baritonales »Heyja, wer da? Brauchen Sie Hilfe?« eines vollbärtigen Kapitäns. Es gellt ein Pfiff. Ein schrilles kurzes Kreischen. Dem Ton folgt ein sich gegen den hellen Himmel abzeichnender dunkler Fleck, der durch Heinrichs Blickfeld segelt wie eine herannahende Ohrfeige.

Ein Wasservogel. Ein weiteres Lebewesen.

Nun möge man annehmen, wo ein Vogel übers Meer flattert, ist das Land nicht weit. Das Flugtier liefert dem Gewässerten jedoch eine bittere Erkenntnis.

Das Land ist unerreichbar fern.

Klare Konturen steigen auf, umfassen Flächen in blassen Farben. Heinrich Pohl schließt seine Augen und erkennt ...

2

Der Antiquitätenladen und die Aztekenmöwe

»... dass dies eine Aztekenmöwe ist. Ein in Amerika lebender Wasservogel, der weite Flugstrecken auf sich nimmt.«

»Woher willst du das wissen, du Schlauberger?«

Ein in eine graue Strickjacke gekleideter Herr Mitte vierzig grinst fast schon schelmisch auf den vor ihm sitzenden, in Sommersprossen gehüllten Jungen herab, der in einen dicken Wälzer vertieft ist.

»Na hier, Onkel Wendelin, hier, sieh doch. Schwarzer Kopf, möwenhafter weißer Körper, schwarzer, gespaltener Schwanz.«

Der Junge läuft triumphierend, das große Naturbuch unter den dünnen Ärmchen eingeklemmt, zu einem ausgestopften Tier. Seine Sommersprossen scheinen vor Aufregung zu tanzen. Leuchtende Tupfer von Stirn bis Kinn.

»Eine Aztekenmöwe! Man sieht es ganz deutlich, hier auf dem Bild.«

Er platziert das Buch neben den toten Wasservogel. Eine ausgestopfte Aztekenmöwe, auf einem viereckigen Holzsockel befestigt, welcher sich wiederum auf einer antiken Holztheke befindet, die wiederum in dem Antiquitätenladen steht, über

dessen Eingang in großen, geschwungenen Lettern *Antiquariat W. Pohl* prangt.

»Heinrich«, Onkel Wendelin klatscht langsam in die Hände, einen sanften Applaus der Hochachtung spendend, »du bist für deine zehn Jahre ein eifriges, wissbegieriges Kerlchen. Nur, und da wiederhole ich mich, solltest du schon seit einer Stunde zu Hause sein.«

Ein Grinsen folgt und verformt das Gesicht des Onkels zu einer liebenswerten Dattel, was dem Jungen nicht den Eindruck vermittelt, dass die Zeit drängt oder er im Antiquariat unerwünscht wäre. Im Gegenteil. Der Bub lässt sich in einen alten Schaukelstuhl fallen und fragt im Wippen: »Aber, aber, Onkel Wendelin, wer schickt denn solche Gegenstände? Oder wer kauft so etwas?«

»Fest steht, mein Junge, verkauft wird es von mir. Aber ohne dich. Du solltest jetzt gehen, du weißt, dein Vater mag es gar nicht, wenn du spät nach Hause kommst.«

»Vater? Wer ist der schon?«, sagt Heinrich so enttäuscht wie aufmüpfig. Und dann schiebt er trotzig hinterher: »Ich wünschte, du wärest mein Vater.«

Aus Onkel Wendelins dünner Mundöffnung kommt ein leises gequältes Schnauben, gerade so leise, dass es Heinrich nicht hört, wohl aber das Universum.

»Komm schon, mein Junge ...«

»Onkel Wendelin, spiel mir was zum Abschied.«

»Nein, heute nicht mehr.«

Onkel Wendelin schlurft dennoch in Richtung eines alten braunen, verschnörkelten Holzkastens. Seine sehnigen, langen Finger streichen träge, aber anmutig über die verkratzte Holzklappe eines antiken Klaviers.

»Los, Onkel Wendelin!« Heinrich stoppt das Vor und Zurück

seines Schaukelstuhls und fordert mit auf die Knie gelehnten Ellbogen: »Bring uns weg von hier.«

Musik macht alles größer.

Dies ist kein Geheimnis, aber ein unausgesprochenes Lebensmotto von Heinrich und seinem Onkel Wendelin. Das alte Klavier steht seit Jahrhunderten, so scheint es, im Antiquariat Pohl. Sein Klang macht alles größer. Den Raum. Die Atmosphäre. Die Geduld. Die Liebe. Das Vertrauen. Zwischen Onkel Wendelin und seinem Neffen Heinrich. Das Klavier ist das Zentrum des Antiquariat Pohl. Das Herz, das schlägt und mit jedem Schlag Schall und Sanftmut durch die ausgestellten Waren schickt, diese umgarnt und in den Kosmos einschließt. Kein Kunde wird diese Klangwelt je entreißen: *Unverkäuflich* steht in markanten Lettern auf einem Kartonschild.

Zu den Verkaufsgegenständen im Laden gehören typische Antiquitäten wie Möbel, aber auch skurrile Objekte, zum Beispiel ein Designeraschenbecher von 1920. Billiger Schnickschnack, teure Wertgegenstände. Für die einen Sperrmüll, für andere Museumsstücke. Museale Objekte.

Dinge, die manchen Menschen nichts mehr, anderen hingegen umso mehr bedeuten. Dinge, die zunächst stumpf und matt erscheinen und doch tausend Geschichten erzählen könnten. Dinge, die vordergründig strahlen und glitzern und doch nichts erlebt haben.

Nippes. Altes. Tinnel. Gebrauchtes. Lebenswichtiges. Über Jahrzehnte behütet, geborgen und verteidigt von Liebhabern, bis zu deren Tod. Im nächsten Moment für Appel und Ei verkauft, weil unnütz für den neuen Besitzer. Güter, die durch ihre kunstvolle Gestaltung sowohl materiellen als auch ideellen Wert besitzen, lehnen an verstaubtem Krempel, der die Mühen eines Verkaufsvorgangs nicht wert wäre. Ein abgeschmackter

Regenschirm steckt in einer Mingvase. Darf er das? Natürlich, der Regenschirm war einst im Besitz des Bühnenbildners Caspar Neher, der diesen Regenschutz benutzte, als er 1928 am Theater am Schiffbauerdamm in Berlin der *Dreigroschenoper* zu bühnenhafter Gestalt verhalf. Nur, und so bleiben diese Geschichten stille Zeugen der Verkaufsobjekte, steht dies nicht auf dem Regenschirm geschrieben. Die Vase hingegen, über die sich interessierte Käufer hochtrabende Geschichten über irgendwelche Dynastien erzählen, aufgrund derer sie hirnrissige Preise in Betracht ziehen – eine billige Attrappe.

Eine halbakustische Bluesgitarre, die einst im Londoner Hotel St. James in einer hinteren Ecke der berühmten Hotelbar an der Wand hing, birgt folgendes Geheimnis: Der Laiendarsteller Samuel T. Stoner zupfte eines Nachts im Jahre 1972 in seiner Sitzecke einige zufällige Akkordfolgen, dazu trällerte er eine einfache Melodie. Diese Klänge drangen zu zwei professionellen Musikern, welche sich inkognito an der Bar genüsslich taten. Einer davon war Pete Townshend, Gitarrist von The Who, dessen Hörfähigkeit zu diesem Zeitpunkt schon etwas angenagt war. Der andere war Elton John, dem diese Tonfolge die nächsten Wochen nicht mehr aus dem Gehör wanderte. Elton John produzierte aus dem von Samuel T. Stoner verabreichten Ohrwurm den erstmals 1973 veröffentlichten Song »Candle in the Wind«. Durch seine Neuauflage im Jahre 1997 und dessen Vortrag bei Lady Dis Beerdigung wurde das Lied zu einer der erfolgreichsten Singles aller Zeiten. Mit dem Erlös von siebenunddreißig Millionen verkauften Exemplaren leistete sich Elton John unter anderem den Fußballklub FC Watford, den er jahrelang als Präsident führte. Samuel T. Stoner wurde mit keinem Shilling bedacht. Wie auch? Nach einer lausigen Vorstellung als Nebendarsteller Crips in der Schurkenkomödie

Mighty Nothing, einem Theaterstück, das auf einer Londoner Kleinkunsthöhne ganze eineinhalb Wochen zu beklagen war, driftete Stoner ins Rotlichtmilieu ab. Nach einer Schlägerei, bei der er drei Polizisten, einer Prostituierten und einem unbeteiligten Passanten mit einer neunschwänzigen Katze und einem abgebrochenen Besenstiel allerhand Verletzungen zufügte, ging er für zwei Jahre in den Knast. Nach drei Jahren wurde er – ein Jahr Bonusrunde wegen schlechter Führung – entlassen.

Immerhin verdiente er sich im Jahre 1985 ein paar Tausend Pfund im Pornostreifen *Candlelight Swinger* – wie schicksalhaft. Der Mann, der vermeintlich als eigentlicher Urheber von »Candle in the Wind« gelten müsste, verfolgte Lady Dis Beredigung am Fernsehgerät als verarmter Mann und bedachte Elton Johns Gesangseinlage mit einem knappen »What a crap!«

Manche Antiquitäten können so etwas erzählen. Aber nicht hinter jedem Gegenstand lauert eine Chronik mit berühmterbüchtigten Persönlichkeiten. Wie etwa bei dem akademischen Säbel aus dem Besitz des 2006 verstorbenen Universitätsprofessors Werner von Fuchs. Der 1894 gefertigte Säbel war weder im Einsatz bei einer berühmten Schlacht, noch könnte er von sich behaupten, eine Mordwaffe zu sein. Für den Veteranen einer Studentenverbindung und seine obligaten Messuren erweist er sich aber insofern als interessant, weil er in all den Jahren keine einzige Ehrstreitigkeit verlor und an seiner Klinge das Blut unzähliger Schmissee klebte. Sozusagen ein Superhengst der akademischen Säbelgilde. Martialisch, natürlich, die Waffennarren definieren sich über dieses Adjektiv.

In dem mit Liebe geführten Laden von Wendelin Pohl lehen Gegenstand an Gegenstand, Geschichten an Geschichten, Legenden an Legenden und somit auch Leben an Leben.

Und inmitten des Verkaufsraums existiert ein Ort, der sich

selbst verwaltet. Ein autarker Platz für sonderbare Besonderheiten. Die Vitrine im großen alten Apothekenschrank hinter der Kasse beherbergt Wendelins eigentlichen Schatz. Dort befinden sich fünf Gegenstände, die, wie das Klavier, den Titel *unverkäuflich* tragen. Es sind Exponate einer persönlichen Ausstellung. Sie machen die Vitrine für Wendelin Pohl zum Schrein. Für die Kunden zu einem Schaukasten.

Heinrich fragte nur einmal nach ihrer Bedeutung und Herkunft.

Als ein junges Paar einmal vor dem Apothekerschrank verharrte, sie im Pelz, er in Loden, und sich nach dem silbernen Storch in der Vitrine erkundigte, erklärte Onkel Wendelin freundlich, aber bestimmt die Unverkäuflichkeit der sich darin befindlichen Stücke. Der junge Herr sagte in überheblichem Tonfall, alles habe seinen Preis, man müsse ihn nur bezahlen, nicht wahr? Die Frau quiekte, sie müsse dieses Tier *justament* haben, schließlich nehme ihre zu beschenkende Schwester nach der Verheleichung den Nachnamen ihres Dietmars an, nämlich Storch. Dieses Geschenk oder keines. Mit einem Bündel Geldscheine, das Heinrich an eine blau und braun gefärbte Papiertaschentuchpackung erinnerte, wartete der Lodenträger auf eine Preisansage. Sie blieb aus. »Sie hörten es doch«, lächelte der Lodenmann, »dieses oder keines.«

Onkel Wendelin sagte, dass es bei keinem bliebe, zumindest hier im Antiquariat Pohl. An der Münchner Freiheit befände sich ein Kaufhaus, in diesem würde es Glasschwäne oder goldene Kettenanhänger in reichlicher Zahl geben. Er behalte sich die Unverkäuflichkeit mancher Objekte vor und wünsche, dies zu akzeptieren. Danke. Auf Nimmerwiedersehen.

Heinrich beobachtete, wie sich das Paar gegenseitig zum Ausgang schob. Ihre Köpfe so rot wie die Uniformröcke der

britischen Armee auf dem Gemälde über der Tür. *Scotland Forever! – Schlacht bei Waterloo* von Lady Elizabeth Butler.

Heinrich beäugte die fünf Gegenstände im Schrank. Er zeigte auf den Storch.

»Warum sind sie unverkäuflich, Onkel Wendelin? Und warum sind sie in dieser Vitrine aufgereiht? Woher stammen denn die Sachen, Onkel Wendelin?«

Onkel Wendelin ließ seinen Neffen aussprechen. Sah ihm eindringlich ins Gesicht. Die Augen so stechend und tief, wie Heinrich es später nie wieder erleben würde, und er sagte: »Das wirst du noch erfahren. Zur rechten Zeit, mein Sohn, zur rechten Zeit. Wichtig ist nur, sie gehören mir, und sie bleiben immer hier.«

Onkel Wendelin berührte das Glas des Vitrinenfensters mit zwei Fingerspitzen. Mit wehmütigem Lächeln fixierte er die Gegenstände. Die Gegenstände lächelten zurück.

*

Der zwölfjährige Heinrich Pohl saust die Gassen entlang. Er malt sich die Situation seiner Heimkunft aus. Klar, Vater, sofern zu Hause, wird ihm zwei, drei Saftige scheuern. Mama wird ihn anschließend in den Arm nehmen, Vater mit vorwurfsvollem Blick bedacht und Heinrich bitterlich angefleht, einfach zeitig nach Hause zu kommen. Heinrich wird dann rufend erwidern, sie brauche sich schon keine Sorgen machen, er war nur bei Onkel Wendelin, da wo er stets zu sein pflegt, wenn jeder und alles ihn nervt, so wie sie, so wie jetzt. Vater wird ihm erneut eine fegen. Sein drei Jahre älterer Bruder Rolf-Egbert wird lachen. Sein fünf Jahre älterer Bruder Frederick-Maria wird fragen, ob er auch mal darf. Mama wird alle fragen, ob sie verrückt sind, und ihn wieder in ihrem Busen ertränken.

Dann wird zu Abend gegessen. Heinrich würgt das Essen voller Abneigung herunter. So wie immer.

Außer Mama, die sein Leben in diesen vier Wänden erträglich macht, widert ihn alles an. Ihre Fürsorge und der Optimismus, den er von Onkel Wendelin eingepflegt bekommt, lassen ihn aufrecht am Familientisch sitzen. Und so fragt er nach einer Weile in kindlicher Euphorie: »Habt ihr in der Zeitung gelesen, es ist ein Zirkus in der Stadt. Auf der Theresienwiese ...«

Wieder trifft ihn die Handfläche seines Vaters im Gesicht. Die Sommersprossen explodieren.

»Beim Essen hast du den Mund zu halten.«

Der drohende Zeigefinger verharret warnend vor seiner Nase. Es bleibt ein Rauschen in den Ohren. Es klingt wie ...

3

Das Meer und das Gedränge

... Applaus, denkt sich Heinrich Pohl. Ganz deutlich. Als würde eine begeisterte Schar applaudieren. Erst zaghaft, sich dann steigernd. Heinrich Pohl klammert sich an seine Styroporkiste. Seine Beine strampeln wild nach unten. Er blickt rasch nach allen Seiten. In wenigen Metern Entfernung schläft der Clown auf dem Wasser.

Das unsichtbare Rauschen nähert sich, von hinten, von vorn. Von oben. Applaus für den Teilverlust seiner Amnesie? Ganz und gar nicht.

Auf Heinrich Pohl fällt karibischer Regen. Aus einem Wolkenband, das so plötzlich auftauchte wie sein Name.

»Ich bin Heinrich Pohl, ich erinnere mich.«

Langsam spricht er seinen Namen aus, als würde jeder Buchstabe einer Politur unterzogen.

»Heinrich Pohl.«

Als wäre er zerbrechlich und drohte mit den ersten Erinnerungen an seine Vergangenheit wieder zu zerbersten. Die Bilder, wie von einem Super-8-Film abgespult, kamen mit der Aztekenmöwe. Der Vogel ist weg, die Bilder bleiben. Es ist eher ein